



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Deutscher Patriotismus vor hundert Jahren.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Deutscher Patriotismus vor hundert Jahren.



Seit dem Ausbruche der Revolution, deren hundertjährigen Gedentag Paris im nächsten Jahre feierlich begehen wird, ist unser politisches Denken fast in allen Beziehungen so stark von Frankreich her angeregt und beeinflusst worden, daß uns darüber die Erinnerung an deutsche Männer und Schriften, die sich schon vor jenen Ereignissen und überhaupt wesentlich aus eigenem Triebe mit staatlichen Fragen publizistisch beschäftigten, für geraume Zeit beinahe gänzlich verloren ging. Neuere Schriftwerke haben dem zwar vielfach abgeholfen, aber eine alles Wichtige zusammenfassende Darstellung des Entstehens und Wachsens eines politischen Sinnes, Strebens und Kämpfens der Deutschen vor der Revolution von 1789 fehlte bis jetzt, und so heißen wir den soeben erschienenen Versuch Woldemar Wencßs, die Lücke auszufüllen, aufrichtig willkommen.*) Auf Grund reicher Belesenheit verfaßt, ist die Schrift mit ihrer vornehmen Objektivität, der es doch nicht an Wärme fehlt, und ihrer geschickten Gruppierung des Stoffes eine sehr dankenswerte Bereicherung unsers historischen Wissens. Sie ist dies in allen ihren sieben Abschnitten, von denen die beiden ersten von den Ansichten handeln, die in den Tagen unsrer Urgroßväter über die Grundlagen und Formen staatlichen Wesens, über Verfassungsfragen, über Fürsten und Adel, über Beschränkung der Regierungsgewalt, über Monarchie und Republik, über Mittel und Wege zur Besserung der bestehenden Verhältnisse auftauchten und sich entwickelten, und den Ursprung, die Hemmnisse, die Kämpfe und die zunehmende

*) Deutschland vor hundert Jahren. Politische Meinungen und Stimmungen bei Anbruch der Revolutionszeit. Von Dr. Woldemar Wencß, Professor an der Universität Leipzig. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1887. 276 S.

Bedeutung der deutschen Publizistik in dieser Zeit schildern, während der siebente Blicke auf die Eindrücke wirft, welche die französische Revolution auf die Geister in Deutschland machte, was alles mit zahlreichen und wohlgewählten Beispielen belegt wird. Von besonderm Interesse aber sind die Kapitel drei bis sechs, welche sich mit den verschiedenen Gestalten beschäftigen, in denen sich in den Jahrzehnten zwischen dem siebenjährigen Kriege und der Revolution der Patriotismus der Deutschen kundgab, und so wollen wir hiervon ein Bild geben, so gut es sich in einer Zeichnung, die nur Umrisse liefern kann und viele charakteristische Züge weglassen muß, herstellen läßt. Es soll nur hinweisen auf das Buch; die Fülle der Einzelheiten, die Farben wolle man in diesem selbst suchen; es wird sich lohnen.

Kurz vor der Zeit, wo Deutschland, von der französischen Revolution erschüttert, derart zusammenbrach, daß eine nationale Fortdauer desselben beinahe als Unmöglichkeit erschien, regte sich in unserm Volke ein neues geistiges Leben und damit verbunden ein hoffnungreiches Selbstgefühl. Man hatte sich auf dem Gebiete der schönen Literatur von den französischen Mustern befreit und besaß eigne Schöpfungen von höherem Werte. In der großen Bewegung der Aufklärung sah man sich jedem andern Volke gewachsen. Auch die Bereitwilligkeit deutscher Fürsten und Minister zu Reformen der Verwaltung nach Friedrichs des Großen Beispiel stand in vorteilhaftem Gegensatz gegen das, was man unter Ludwig XV. und XVI. in Frankreich bemerkte. Der siebenjährige Krieg endlich hatte nicht bloß in Preußen die Stimmung des Volkes gehoben und das Gefühl erzeugt, daß der Deutsche größeres leisten könne als seine Nachbarn. In dieser Empfindung seiner Kraft und seines Wertes erhoben manche schon Ansprüche, zumal da es nicht an deutlichen Zeichen mangelte, daß auch das Ausland die Deutschen höher zu achten begonnen hatte als bisher. Man fing in weitem Kreisen an, undeutsche Worte aus Sprache und Schrift zu verbannen, die germanische Mythologie statt der griechisch-römischen poetisch zu verwenden und sich aus der deutschen Vergangenheit Stoffe zu schriftstellerischen Arbeiten zu wählen. Auf den Fürstenthronen sah man jetzt Männer, „die sich nicht zu groß dünkten, um deutsch zu sein.“ Erst in Wien, dann unter Friedrich Wilhelm II. auch in Berlin zeigte sich Interesse für deutsche Sprache und Literatur. Mit einstimmigem Beifall wurde es begrüßt, als man hier deutsche literarische Größen offiziell anerkannte, sich bemühte, der Akademie ein deutsches Gepräge zu geben, und eine deutsche Nationalbühne herzustellen versuchte. Sehr kräftig schlug Schölzer da, wo es sich um Weckung und Wahrung des nationalen Selbstgefühls handelte, den Ton an, den die Zeit verlangte — er, der in seiner Selbstbiographie von sich aus dem Jahre 1764 berichtet: „Deutschland! Zum ersten- und vielleicht auch zum letztenmale dachte ich mir unter diesem Namen eine Einheit — gar ein Vaterland.“ Oft geschah im Ausdrücke dieses jungen Selbstgefühls zuviel des Guten, in der That aber, von unserm

Standpunkte betrachtet, zu wenig. Es mangelte den Deutschen ein politisches Ganze, das sie als Leib ihres Gemeinlebens empfunden hätten wie die Franzosen und die Engländer ihr Staatswesen. Für das Alltagsleben des Einzelnen bot der Sonderstaat, dem er angehörte, Stoff und Grenze, und an den hiermit zusammenhängenden Interessen, Gewohnheiten und Erinnerungen nährte sich eine Menge partikularistischer Gefühle. Teils Pietät, teils träges oder trotziges Beharrenwollen beim Herkömmlichen verstärkten diese Sinnesweise, die sich da am undurchdringlichsten zeigte und am längsten erhielt, wo moderne Bildung nur spärlich eingedrungen war. Reichspatriotismus fand sich nur noch in den Reichsstädten hin und wieder, sowie in fränkischen und schwäbischen Landschaften, deren Teilung in eine Menge winziger, meist ohnmächtiger politischer Körper eine Beschränkung des Blickes auf das einzelne Territorium nicht aufkommen ließ, und bei denen der Gedanke an Kaiser und Reich schon durch die Betrachtung wach erhalten wurde, daß nur, sofern die Reichsverfassung erhalten bleibe, unter der Masse dieser kleinen gebrechlichen Staaten ein leidlich geregelter Zustand und einige Sicherheit vor dem Verschlungenwerden durch die größern Nachbarn gewahrt sei. Moser und von Soden sind Beispiele solcher Patrioten, aber selbst in Süddeutschland gab es deren nicht viele. Im Norden schlugen zwar gewaltige Worte von einem deutschen Vaterlande an das Ohr aller Gebildeten, nur schwebten sie jenseits der Wirklichkeit. Meinte Herder, als er 1778 vom Kaiser Josef ein solches Vaterland verlangte, nur Förderung einer Gemeinschaft der Deutschen in Bildung, Literatur und Glauben, so hatten Klopstock und seine Jünger allerdings mehr, aber doch keine konkrete Vorstellung vor Augen. Das damalige römische Reich deutscher Nation konnte keine Fassung für die deutsche Vaterlandsliebe abgeben, man mußte auf Armin und seine Cherusker zurückgreifen. In der Prosa der Gegenwart kam jenes Reich und seine Verfassung für den Preußen, den Sachsen, den Hannoveraner nur noch als eine Maschinerie in Betracht, vermittlest deren der mächtigere Reichsstand über die Landesgrenzen hinaus Einfluß übte; sich selbst dem Reiche unterzuordnen, fiel wenigen ein. Wohl hatte Moser schon 1749 in Worten, die er seinem „Arminius“ in den Mund gelegt, mit einer praktisch realistischen Wendung über die Kleinstaaten hinweg nach einer deutschen Einheit hingewiesen, aber er nahm damit eine Stelle abseits von der herrschenden Strömung ein. Die Aufklärung, welche, während hoch droben in den Lüften die Vaterlandsgefänge Klopstocks und anderer überschwänglichen Barden rauschten, die Beherrschung des wirklichen Lebens beanspruchte, vermochte ihrem innersten Wesen nach am wenigsten Opferung der kleinen Verhältnisse zu Gunsten eines deutschen Vaterlandes zu fordern. Bei ihr trat der Begriff des Letztern hinter dem Gedanken an die Menschheit zurück, wie er bei der Geistlichkeit, die früher die Vorstellungen des Volkes von der menschlichen Bestimmung und Pflicht beherrscht hatte, vor dem Gedanken an das Jenseits, das himmlische Vaterland, zurückgetreten war. Man war nicht blind gegen

den Nutzen der Vaterlandsliebe für den Staat, dem sie galt, aber die Menschheit, die Liebe zu ihr, das Streben, sie zu veredeln und zu beglücken, galt vielen der bedeutendsten Geister jener Tage als das Höhere. Weltbürgertum, Kosmopolitismus lautete die Losung. Lessing erklärte die Vaterlandsliebe für „eine heroische Schwachheit,“ die er „gern entbehre,“ Wieland nannte sie eine mit seinen Grundsätzen unverträgliche Leidenschaft, Schiller meinte, sie habe nur für unreife Nationen Wichtigkeit, der junge Goethe äußerte in seiner Kritik der Schrift, in welcher Sonnenfels sie eingeführt und gewissermaßen gezüchtet wissen wollte: „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitzümern zu ruhen, ein Feld, uns zu nähren, ein Haus, uns zu decken, haben wir da nicht Vaterland? Und haben das nicht Tausende und Tausende in jedem Staat? Und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen?“ Man wird nicht erwarten dürfen, daß Männer mit solchen Ansichten besondern Wert darauf gelegt hätten, die Deutschen in einem gemeinsamen Staatswesen zu einer würdigern Gesamterscheinung gebracht zu sehen, als das deutsche Reich sie zeigte.

Einem politischen Nationalgefühl der Deutschen wirkte also von der einen Seite der Partikularismus, von der andern der Kosmopolitismus entgegen, jener in den breiten Schichten der Bevölkerung, sowie bei Beamten und Militärs, dieser unter denen, welche auf der Höhe der Bildung standen und ihre geistige Unabhängigkeit gegen nationale Beschränkung wahren zu müssen meinten. Inzwischen aber hatte sich in Preußen ein energischer Landespatriotismus entwickelt. Lange schon hatte hier unter Beamten und Offizieren ein Geist sich geregt, der die Sache des Staates als ihre eigne empfand. Unter Friedrich dem Großen bildete er sich weiter aus und ergriff auch andre Kreise der Bevölkerung, namentlich während des siebenjährigen Krieges. Dieser aber hatte ganz außerordentlichen Einfluß auf ganz Deutschland, sodaß man sagen darf, das deutsche Bewußtsein sei durch seinen Gang und den Sieg Friedrichs mit dem preußischen fast ganz verschmolzen worden. Das deutsche Kaiserhaus hatte während des Kampfes nicht bloß aus seinen außerdeutschen Besitzungen Kroaten und Panduren, sondern auch Russen, Schweden und den französischen Erbfeind in deutsche Lande, auch nichtpreußische, gebracht. Das Volk vermochte sich namentlich in diese plötzliche Franzosenfreundschaft nicht leicht zu finden, und tausende jubelten über Kofsbach, obwohl dort auch Reichsvölker Schläge bekommen hatten. Gleim durfte in seinen Siegesliedern neben dem Franzmann getrost auch diese verspotten und in einem Atem von der „Vändigung des stolzen Wien“ und der „Freimachung Deutschlands“ singen. v. Schönaich, ein geborner Lausitzer und in kursächsischen Diensten gewesen, feierte Friedrich als den, welcher „dem ersten Hermann gleich unser schnödes Joch zererschläget und der stolzen Lilien Pracht vor dem Adler niederleget.“ Auch in späteren Er-

innerungen an den Krieg wird die glorreiche Gegenwehr gegen die Bundesgenossen des kaiserlichen Hauses als Kampf für ganz Deutschland, für das allgemeine Vaterland gedacht. Schlözer aber hatte schon 1759 an einen Freund geschrieben, da er Deutschland unter einem Herrn wünsche, möge es nun . . . oder der König von Preußen sein, so träume er einen schönen Traum: wie letzterer, um seiner Feinde Herr zu werden, damit anfangen müsse, sich ganz Deutschland zu unterwerfen. An die Eindrücke des Krieges knüpfte sich sofort nach Beendigung desselben die Bewunderung der unermüdblichen Sorgfalt, mit welcher Friedrich für Wiederaufrichtung seiner erschöpften Lande thätig war, und vielfach wurde der preußische Staat noch mehr als früher ein Muster für die deutschen Nachbarn. Als dann der bayerische Erbfolgekrieg Deutschland aufregte, fand die Rolle Preußens in dieser Angelegenheit, in der es das ihm einst so bitter verfeindete Sachsen neben sich hatte, nicht bloß bei den Reichsständen, sondern auch bei den Bevölkerungen warme Sympathie. Der protestantische Norddeutsche war durch Josefs Hinneigung zur Aufklärung nicht für Österreich umzustimmen. Wohl aber gewann sich Preußen im Süden zu den protestantischen Württembergern, denen es ein Schutz für Verfassung und Kirche gegen ihren katholischen Herzog war, in Baiern ein katholisches Volk, das sich preußische Hilfe gegen die beabsichtigte Einverleibung in das katholische Österreich gern gefallen ließ. Allerdings fehlte es nicht an Gegenwirkungen gegen alles, was zu Preußens Gunsten sprach und gesprochen wurde. Aber dieselben schienen ihre Kraft zu verlieren, und was Preußen für Deutschland werden könne, schien über alle Erwartung zur Geltung kommen zu sollen, als 1785 der Fürstenbund gestiftet wurde. Man kann mit Wendt sagen: „Der Ausdruck Kaiser und Reich fand damals seine rechte Auslegung darin, daß man in der Gesamtheit der Reichsstände das Reich und die eigentliche Reichsgewalt, in der kaiserlichen Würde aber eine Macht erblickte, welche, gewissermaßen von außen dazutretend, mit den höchsten Ehren nur den Anspruch auf eine sehr engbegrenzte Mitwirkung in gewissen, ihr allein noch übrig gebliebenen Funktionen verknüpfte. Keine bessere Position als die jetzige mochte sich also Preußen wünschen, um, was noch von deutsch-patriotischen Empfindungen durch den Namen des Reiches angeregt werden konnte, sich zuzuwenden und sich daran eine Stärkung gegen den Kaiser zu schaffen. Und wie man in diesem Fürstenbunde glücklich über manche Klüfte hinwegzukommen schien, welche sonst allem gemeinsamen Schaffen im Reiche den Boden verdarben, wie man den ersten geistlichen Fürsten [Kurmainz] mit dem mächtigsten Fürsten des protestantischen Deutschlands sowie mit dem, der außerhalb Deutschlands den Thron der ersten protestantischen Großmacht einnahm, sich die Hände reichen sah, da mochte denn vollends diese Union als eine hoffnunggebende Erscheinung und als eine Schöpfung begrüßt werden, welche, unter Preußens Führung, aus allen Nöten heraus vielleicht zu einer Besserung deutscher Reichszustände zu führen vermöchte.“

Friedrich der Große starb schon ein Jahr nach Abschluß des Fürstenbundes. Die Bedeutung, welche Preußen durch dieses sein letztes Werk für die gemeindeutschen Angelegenheiten gewonnen hatte, schien durch die ersten Handlungen des Nachfolgers nicht nur nicht beeinträchtigt, sondern verstärkt werden zu sollen. Derselbe hatte sich schon als Prinz für den Fürstenbund interessiert, er schlug als König in nicht wenigen Worten und Maßregeln den deutschen Ton an, der zur politischen Lage stimmte, und lesen wir die Rede, in der ihn der Akademiker Engel an seinem ersten Geburtstage nach seiner Thronbesteigung feierte, so meinen wir wohl, in Berlin habe man damals nur noch einen Schritt zu thun gehabt, um in die Rolle, die Preußen in unsern Tagen beschieden war, einzutreten und die deutschen Mittel- und Kleinstaaten zu einem neuen Reiche um sich zu sammeln. Und doch wäre, wie unsre Schrift zeigt, dieser Schritt noch ein ungenügend vorbereiteter gewesen. Der Unterschied zwischen dem damaligen preussisch-deutschen Aufschwunge und unsrer Art, in vaterländischen Dingen zu denken und zu empfinden, ist ein gewaltiger. Dazu aber kam, daß sich schon drei Jahre nach Begründung des Fürstenbundes von Frankreich aus die ungeheure Springflut der Revolution ergoß, vor der Preußen und die deutsche Nation notdürftig ihre Existenz retteten.



Deutsch-böhmische Briefe.

7.



u Ende des vorigen Briefes faßte ich die Tendenzen der in ihm geschilderten Tschechisirung der böhmischen Gerichte in die Worte zusammen, nicht mehr Richter, ja nicht mehr Gerichtsdiener solle der Deutsche hier werden können; nur die Rolle des Verbrechers scheine ihm noch gebühren zu sollen. Die Sache ist ungefähr richtig, wenn dieser halbstarrige Deutsche nicht tschechisch lernen will, antwortet man uns; aber so lerne ers doch; unsre Leute mußten früher ja Deutsch lernen und versuchen das noch, so gut es gehen will. Das ist ein Rat, der sich vielleicht einigermassen hören ließe für die Zukunft, der aber nicht für die Gegenwart paßt, wo die Sprachenverordnung vollständige Kenntnis der tschechischen Sprache voraussetzt, während es bekannte Thatsache ist, daß im geschlossenen deutschen Sprachgebiete Böhmens nicht zwei Prozent der Deutschen jene Sprache auch nur oberflächlich kennen. Eine gesetzliche Verpflichtung zur Erlernung